Müde, einfach nur müde: ein ukrainisches Paar im Park der Kathedrale der heiligen Sofia in Kiew. JAE C. HONG / AP

Der Krieg ist eigentlich nicht auszuhalten

Im europäischen Westen gilt Krieg als undenkbar. Noch viel schwerer ist es, sich vorzustellen, was es existenziell bedeutet, wenn alle Sicherheiten sistiert sind. Genau das erlebt heute die Ukraine. ***Gastkommentar von Christoph Brumme***

Eigentlich müssten die Menschen in der Ukraine immerzu weinen, schreien, heulen, hassen, angesichts der grauenhaften Tatsachen des Krieges. Das wären normale menschliche Reaktionen. Aber selbst ein Ozean aus Tränen würde nicht ausreichen, um die Schmerzen auszudrücken, die sich inzwischen in den Seelen angestaut haben. Also erträgt man die gruslige «Normalität» irgendwie, weil man keine andere Wahl hat. Den ersten Luftalarm wird man wohl nie vergessen, doch nach mehreren tausend reagiert man auf das Heulen der Sirenen meistens nur noch mit einem unterdrückten Fluch. Bei alltäglichen Geräuschen zuckt man jetzt mitunter zusammen, denn leicht erinnert das Pfeifen eines Wasserhahns an das Zischen anfliegender Raketen.

Für den Kämpfer mit dem Rufnamen «Wiking» vom Bataillon Donbass ist es normal geworden, nachts im Schützengraben «zu arbeiten» und tagsüber an der Universität Psychologie zu studieren. Zu den Prüfungen wird er von den Kämpfen freigestellt und umgekehrt. Das Studium hilft ihm – so sagt es «Wiking» –, den Schrecken und das Grauen zu ertragen. Seit mehr als neun Jahren kämpft er nun schon in den vordersten Linien, ein Mal wurde er schwer verletzt, zwischendurch heiratete er.

Jetzt ist es normal, das Schiessen und Töten Arbeit zu nennen. Man sollte auch diese Arbeit entspannt verrichten, erzählt der Drohnenpilot Olexander dem «Kyiv Independent». Seine tödliche Aufgabe mache ihm Spass, denn «wenn es Spass macht und man sich entspannt, ist es einfach. Wenn Sie angespannt sind, ist es nicht möglich, richtig zu arbeiten.»

Für die Kämpfer vom tschetschenischen Bataillon Dudajew ist es normal, die letzte Granate für sich selbst aufzuheben. Lieber wählten sie den Tod, sagen sie, als in russische Kriegsgefangenschaft zu geraten und von den Feinden gefoltert und erniedrigt zu werden.

Das Gesundheitsministerium in Kiew schätzt, dass fast die Hälfte der ukrainischen Bevölkerung inzwischen psychologische Unterstützung benötigen würde. Angst, Schlaflosigkeit und Depressionen werden als häufigste Probleme genannt. Die Präsidentengattin Olena Selenska hat denn auch erklärt, die «Unbesiegbarkeit» der Ukraine koste nicht nur das Leben von Militärangehörigen und Zivilisten, sondern auch die psychische Gesundheit der gesamten Nation.

Faktisch alle Ukrainerinnen und Ukrainer haben ihnen nahestehende Menschen an der Front, um deren Überleben sie bangen. Die Wirtin Lena weint im Biergarten in Poltawa über den Tod ihres 33-jährigen Neffen Kostja, dessen sterbliche Überreste von den Ukrainern drei Monate lang nicht geborgen werden konnten, obwohl sie sie über Drohnen zu sehen bekamen. An seinem 34. Geburtstag ehrt ihn die pädagogische Hochschule, an der er studierte, als Helden. An einer Strassenkreuzung wird sein Konterfei auf einer Reklamefläche gezeigt. Helden sterben nie – ein schwacher Trost für die Angehörigen.

Selbst banale Normalität wirkt im Krieg manchmal bizarr, etwa wenn im sonst belebten Stadtzentrum nur eine Frauenbrigade zu sehen ist, die einen Fussweg fegt. Fast alle Geschäfte und Restaurants sind wegen der russischen Angriffe geschlossen und vernagelt, kaum jemand geht spazieren, niemand hat Müll hinterlassen. Aber der Reinigungsplan der Stadt soll eingehalten werden, erklärt die Brigadierin, denn sonst erhielten die Frauen keinen Lohn.

Wer in Odessa nicht fürchtet, von angeschwemmten Minen zerfetzt zu werden, kann entspannt baden.

Manche ausländischen Besucher staunen, dass die Menschen sich auch im Krieg erholen, scheinbar entspannt in Restaurants sitzen, sogar manchmal lachen und tanzen. Doch immerzu an die Gefahren und an das Leid zu denken, das hält man im Kopf nicht aus. So freut man sich einfach, dass jetzt in Odessa wieder mehrere Strände zugänglich werden. Wer nicht fürchtet, von angeschwemmten Minen zerfetzt zu werden, kann entspannt baden.

Auch im Krieg ist es moralisch gerechtfertigt, Momente des Glücks zu empfinden. Und lebensnotwendig ist es auch. Der Kämpfer «Wiking» und seine Kameraden vom Bataillon Donbass mussten monatelang mehrmals pro Nacht mit ihrem Jeep auf einer Landstrasse fahren, die von den Russen regelmässig beschossen wurde. Nach jeder Fahrt empfanden sie es als reines Glück, die «Lotterie des Todes» überlebt zu haben.

Menschen lieben sich auch im Krieg, viele heiraten und zeugen Kinder. Künstler malen weiterhin Bilder, Musiker schreiben neue Lieder und spielen sie auf Konzerten und verschaffen sich und dem Publikum Glücksmomente. 6500 Kunstveranstaltungen konnten im letzten Jahr allein in der Oblast Poltawa durchgeführt werden.

Das gemeinsam zu ertragende Leid lässt die Menschen in der Ukraine respektvoller und höflicher miteinander umgehen als vor dem «Grossen Krieg». Ob der Albtraum jemals enden wird, das steht in den Sternen, realistisch betrachtet. «Es wird enden, wie es immer endet – indem es endet», mit diesem Satz hat der ukrainische Präsident Selenski alles Wichtige zu diesem Thema schon vor einem Jahr gesagt.

Der Schriftsteller **Christoph Brumme,** 1962 im ostdeutschen Wernigerode geboren, lebt seit 2016 in der ostukrainischen Stadt Poltawa.

Die Wissenschaft muss näher an die Gesellschaft rücken

Die Universitäten sollten ihre Rolle kritisch überdenken. Es zeigt sich eine ungute Entkoppelung gegenüber der Öffentlichkeit. ***Gastkommentar von Thomas Beschorner***

Gesellschaftliche Krisen sorgen für Bewegung in der Gesellschaft. Es ist folgerichtig (und berechtigt), dass die Suche nach Lösungen zur Krisenbewältigung an gesellschaftliche «Grosssysteme» und ihre Akteure adressiert wird, dazu gehört auch das System Wissenschaften. Ihm kommt in demokratischen Gesellschaften unter anderem die Aufgabe zu, durch spezifische methodische Vorgehensweisen eine hinreichende Wissensbasis und Reflexionskompetenzen als Grundlage für Problemlösung und zum kritischen Nachdenken bereitzustellen. Wie scharf aber können die Dinge aus der Logik des eigenen Systems gesehen werden? Es erscheint notwendig, dass die Wissenschaft ihre eigene Rolle kritisch-reflexiv überdenkt, im grundlegenden Sinne von: wozu Wissenschaft? Diese Frage ist essenziell, weil die Tendenz einer unguten Entkoppelung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu beobachten ist – warum diese Tendenz?

Es gibt eine Eigenlogik innerhalb des wissenschaftlichen Systems, die bestimmt, was einen guten Wissenschafter auszeichnet. Dies manifestiert sich in nahezu allen Disziplinen durch zwei wesentliche Metriken: Erstens die Zahl der Publikationen in möglichst hoch «gerankten» wissenschaftlichen Journals, bei denen Gutachterverfahren für die Qualität der Beiträge Sorge tragen sollen. Die Bedeutung einer derartigen Qualitätssicherung über sogenannte Peer-Review-Verfahren in den Wissenschaften sollten wir nicht unterschätzen, zeigte doch beispielsweise die zurückliegende Covid-19-Pandemie, wie wichtig es ist, zwischen Meinungen und wissenschaftlichen, methodisch erkundeten Erkenntnissen zu unterscheiden.

Zweitens sind Zitationen von publizierten Artikeln durch andere Wissenschafter relevant. Sie stellen in gewisser Weise den Einfluss oder die Reichweite des publizierten Beitrages dar, wirken damit indirekt auf das Renommee der Autorin oder des Autors. Man kann dies wie folgt zuspitzen: Publiziere in topgerankten Journals, sammele fleissig Zitationen, und lass dich nicht von anderem (Lehre, gesellschaftliches Engagement usw.) ablenken.

Auch wenn nicht jeder und jede diese enge Form von Wissenschaft praktiziert, so sind dies doch Systembedingungen, die zu einer Entkoppelung und Entfremdung von Wissenschaft und Gesellschaft führen. Will man diese Dysfunktionalitäten beseitigen, so ist es naheliegend, in einem ersten Schritt den Relevanzraum von Wissenschaft für die Gesellschaft zu diskutieren (Wissenschaft: wozu?), woraus sich einige Hinweise ergeben können.

Die hochschulpolitische Aufgabe, der ein erweitertes Verständnis von wissenschaftlicher Güte zugrunde liegt, muss deutlich über erfolgreiche Journalpublikationen hinausreichen. Konkret geht es um eine Aufwertung der Anerkennung von universitärer Lehre, um Fragen der Wissenschaftskommunikation in Richtung Gesellschaft und um das, was in Teilen der Wissenschaften unter dem Begriff der «academic citizenship» diskutiert wird. «From Insight to Impact» lautet der Claim meiner eigenen Hochschule, der in eine solche Richtung weist, gleichwohl aber auch bei uns noch nicht hinreichend eingelöst ist. Wesentlich ist im Anschluss an die jeweiligen fächerspezifischen Überlegungen zu einem erweiterten «Erfolgsbegriff» in den Wissenschaften zweierlei: Erstens sollten die entwickelten Kriterien zu einer neuen wissenschaftlichen Güte nicht als nachrangige Nebenbedingungen zu Journal-Metriken missverstanden werden. Und zweitens sind Impulse und Anreizsysteme notwendig, die nicht nur aus den Hochschulen selber hervorgehen (Zielvereinbarungen, Beförderungskriterien usw.), sondern auch Förderorganisationen einschliessen (wie den SNF, die DFG oder private Stiftungen) sowie Akkreditierungsgesellschaften und Betreiber von Hochschul- und Fächerrankings, die ihre Gütekriterien justieren müssten.

Hochschulen und andere stehen im Spannungsfeld sehr unterschiedlicher Anforderungen: Sie sollen forschen und zugleich junge Menschen ausbilden. Sie sollen effizient sein, kämpfen zugleich mit Bürokratie. Sie sollen Freiräume zum unbedingten Denken haben. Sie sollen gesellschaftlich relevant sein. All das und Weiteres mehr führt zu einer latenten Überforderung von wissenschaftlichen Organisationen, müssen sie doch multiple institutionelle Logiken permanent verarbeiten.

Man sollte sich nicht der Naivität hingeben, diese Spannungen von unterschiedlichen Aufgabenbereichen an Hochschulen würden sich vollends auflösen. Und natürlich sollte man sich auch davor hüten, die Funktion von Wissenschaften in einer engen ökonomischen Verwertungslogik zu denken und eine platte Geisselung des «Elfenbeinturms» zu betreiben, in dem es im ursprünglichen Sinne der Wortschöpfung ja um die wichtige Bedeutung eines freien, von Interessen (eigenen wie auch anderen) befreiten Denkens geht.

Aber man kann die vielfältigen institutionellen Logiken in Universitäten durch die Implementierung von neuen, umfassenderen Kriterien «guter Wissenschaft» entspannen und damit zugleich Massnahmen flankieren, die die Wissenschaft stärker an die Gesellschaft heranrücken.

Thomas Beschorner ist Direktor des Instituts für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen.